P. o. germ.
142
b

P. o. germ. 142 s

Boas (Eduard)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Französische Thronfolger.

Französische Thronfolger.

Eine Vision

von

Eduard Boas.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1844.

66. B.

Ludwig Philipp,

dem König der Franzosen,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

widmet dieses Buch

ehrfurchtsvoll

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Unsere Poesie hat die Unmittelbarkeit verloren, welche früher, wie der frische Duft des Pfirsichs, auf ihren Erscheinungen lag. Man fühlt sich gegenseitig mißtrauisch und befangen. Es handelt sich jetzt vor Allem darum, zu welcher Partei der Autor gehört, ob er die rothe oder die weiße Rose an seinem Hute trägt. Solche Bedingungen mildern den Tadel, erhöhen das Lob. — Sonst war das Reich der Dichtkunst frei wie des Himmels Luft. Hier gab es keine Schranken, als die Gesetze des Ebenmaßes und der Schönheit; Jeder konnte singen und sagen, was ein Gott ihm auf die Lippe goß. Hier gab es keinen Rang, keine Partei; der Bettler stand neben dem Fürsten. Und wenn den Leuten draußen bange wurde in der öden Wirklichkeit, dann retteten sie sich unter die Palmen der Poesie; alle Fesseln fielen ab, und der wundgedrückte Sclave fühlte sich frei auf dieser republikanischen Oase.

Jetzt legt man es darauf an, die Dichtkunst ihrer Allgemeinheit zu berauben; nur politische Gedichte sollen Gnade finden, das Andere ist verpönt. Wehe dem, der noch von Liebe und Lust, von Wein und Abendroth zu singen wagt! — er wird als ein gesinnungsloser Mensch gebrandmarkt, der sich beim Rauschen und Wogen der Zeit die Ohren verklebt hat. Am betrübendsten ist es, daß solche Denunciationen von Männern begünstigt werden, die sonst ehrenwerth in den Reihen der Kämpfer stehn. Glaubt man wirklich die Freiheit zu fördern, wenn man sie aus ihrem letzten Sitz vertreibt; wenn man Mouchards anstellt, welche die Poesien durchstöbern und verdächtigen; wenn man Inquisitionen errichtet und dem Poeten das Sanbenito anzieht? — Dergleichen muß schlimme Vorurtheile bei den Gegnern wecken, und sie können einer Partei nicht trauen, welche „Freiheit und Duldsamkeit“ im Schildspruche führt, und sich, gleich den Jakobinern, tyrannisch und unduldsam zeigt.

Aber noch anderes Unheil ist aus der befangenen Auffassung poetischer Produktionen erwachsen. Einmal schadete man der freieren Presse — hier steht leider der Comparativ gewaltig unter dem Positiv — indem man Mücken zu Scorpionen stempelte, und dann

schadete man der Poesie selbst. Die Schriftsteller haben nämlich auch das mit ihren Nebenmenschen gemein, daß sie sich weit lieber loben als tadeln lassen, und sie möchten, der liberalen Kritik zu Liebe, wahre Donner- und Feuerworte verkündigen, wenn sie sich nicht vor den Klippen und Untiefen fürchteten, welche auf der entgegengesetzten Seite ihnen drohn. Sie kandiren deshalb die Bitterkeiten ihrer Rede, sie machen überzuckerten Wurmsaamen daraus. Auf solche Weise gelingt es ihnen, zwischen der Scylla Kritik und der Charybdis Censur glücklich hindurchzuschiffen; auf solche Weise aber hat sich auch neuerdings eine hohle Phraseologie, eine saft- und kraftlose Oppositionssprache gebildet. Es ist ein wahrer Affe von Styl, welcher sich die liberalen Kastanien mit Katzenpfoten aus den glühenden Kohlen herausholt.

Alles Gemachte und Unfreie wirkt wie Blausäure auf die Poesie, und diese diplomatische Richtung muß ihr geradehin verderblich seyn. Der Lyriker, dem die Sehnsucht nach Völkerfreiheit wie ein Sturm aus der Seele hervorbricht, lasse seine Aeolsharfenlieder ertönen, aber einengen darf man die Berechtigung des Dichters nicht, sonst erzeugt man einen Schwarm nachschwirrender Staare, welche alle, ohne Drang und ohne Gluth, politische Gedichte zwitschern. — Ich habe

mich einige Male des Ausdrucks „politische Gedichte“ bedient, weil er zu den lautesten Literatursignalen gehört, doch möchte er etwa eben so zulässig seyn, als wenn man von mathematischen oder merkantilischen Gedichten reden wollte. Die Politik ist eine Wissenschaft; die Poesie ist eine Kunst. Zeitfragen sind in unerschütterlicher Prosa abzuhandeln; die dythirambisch leidenschaftliche Form der Poesie erhöht ihre ohnehin glühende Farbe, und führt dadurch oftmals vom Ziele ab. Unsere deutsche Poesie ist eine Gigantin, unsere Politik ist ein Zwerg, und wenn man der Dichtkunst auch die Beine abschneidet, die Politik wird darum doch kein größeres Ansehn gewinnen.

Bisher war Poesie das feste Band, welches Deutschlands Provinzen, diese Torsen eines zerbrochenen Riesenleibes, noch zusammenhielt; sie war das Palladium, das uns vom Ausland beneidet wurde. Sollen wir nun auch sie zur Parteifahne machen, und so den letzten Burgwall gemeinsamer Kraft zersplittern, statt ihn zu schirmen und zu erhöhn mit unsern besten Gesängen? — Freudig sind wir bereit, für die Freiheit Alles, selbst den Hort der Poesie hinzugeben, allein zum bloßen Experimentiren ist sie zu gut, und sie bedarf gar nicht ausschließlich politischer Stoffe, um der guten Sache fördernd zu seyn. Ueberall, wo

ein frischkräftiges Lied erschallt, da weichen die Nachtgespenster, da dringt Muth und Begeisterung in ermattete Seelen. Aber die Dichtkunst muß frei bleiben, wenn sie frei machen soll; nichts Fremdartiges darf sich in sie mischen, sonst fehlt ihr die bewältigende Kraft. Absichtlichkeit ist der Muse Tod. Das bemerkt man recht deutlich an den modernen Tendenzdramen, deren Spuren, schnell wie sie entstanden, im flüchtigen Winde verwehn, ohne eine Wirkung zurückzulassen. Hier zeigt sich eine Folge jener Absichtlichkeit, welche sich der Poesie als Mittel zur Erreichung gewisser Zwecke bedienen möchte. Die Poesie kann niemals Mittel seyn, sondern sie ist selbst der Zweck.

Während ich mich gegen die Anmuthungen der Absichtlichkeit verwahren wollte, ist mir willenlos ihr Miasma angeflogen, denn diese Vorrede giebt den folgenden Blättern etwas Absichtliches, das ihnen durchaus fern liegt. — Ich habe gar nicht einmal daran gedacht, es könnte Jemand irgend eine Demonstration, oder dergleichen, aus den französischen Thronfolgern herauslesen. Erst ein besorgter Freund machte mich aufmerksam, daß man sich bemühen werde, verhüllte Absichten und finstre royalistische Tendenzen darin zu wittern; deshalb schien es mir Pflicht, solchen Denunciationen von vorn herein zu begegnen. Gewiß

wird die Partei, welche für Offenheit und Wahrheit kämpft, den Worten eines Mannes vertrauen, den sie noch nie treulos befunden hat. Sie wird mir vertrauen, wenn ich erkläre: das Nachfolgende hat keine Absicht, keine Tendenz, weder eine royalistische, noch eine oppositionelle, weder eine demokratische, noch eine servile — es ist eben nichts als ein Gedicht, eine Vision.

Eduard Boas.

Ludwig der Siebzehnte.

1.

Fahren Blitze aus der Wolke,
Bringen Licht sie und Zerstörung —
So, im großen Frankenvolke,
Blitzt auf einmal die Empörung.
Schrecklich grollt es in den Lüften;
Schatten fliehn zu ihren Grüften,
Und des Himmels Morgenroth
Flackert hell, wie Blut und Tod.

Alles bebt in seinen Achsen
Bei dem gräßlichen Gewittern;
Stolze Freiheitsbäume wachsen,
Und die Schuldbewußten zittern.
Krachend stürzen alte Schranken
Unterm Beile der Gedanken:
Freiheit! Gleichheit! schallt es wild
Durch die Städte, durch's Gefild.

Ja, sie sind nun frei geworden,
Frei zur Rechten und zur Linken,
Frei, wie jene Völkerhorden,
Die der Feinde Herzblut trinken!
Gierig fletschen sie die Zähne —
Ja, der gräßlichen Hyäne
In der Wüste ödem Reich
Und dem Schakal sind sie gleich!

In das Blut, das sie versprützen,
Während heiß die Ströme rauchen,
Müssen ihre Bundesmützen
Rothe Jakobiner tauchen.
Grimm und Neid und giftges Hassen,
Tigerwuth ist losgelassen!
Immer tiefer reißt sie's fort,
Endlich — bis zum Fürstenmord.

2.

Düster weiße Nebelschleier wallen;
Tiefe Nacht liegt über dem Schaffot,
Wo der König Ludwig heut' gefallen,
Und der Todte stehet nun vor Gott.
Sieh! das Völkerschicksal steigt hernieder,
Eingehüllet in ein Leichentuch;
Recket seiner Arme lange Glieder
Weit hinaus, und ruft den schwarzen Fluch:

„Frech gemordet habt ihr euren König,
„Darum sprech' ich über euch den Bann,
„Und den kalten blassen Tod, ihn krön' ich
„Zum erwählten Fürsten euch fortan.
„Tonlos zieh' er über Thal und Hügel,
„Trage stets das Richtschwert in der Hand;
„Zittert bei dem Rauschen seiner Flügel,
„Denn dem Tod gehört das Frankenland.

„Lebt ein Dauphin, goldne Frucht versprechend,
„Wie des Palmbaums voller Blüthenduft,
„Nahet sich der bleiche König rächend,
„Senkt den Nebenbuhler in die Gruft.
„Sey's ein Mann, ein Jüngling oder Knabe,
„Eurer künftgen Herrscher erster Sohn —
„Nur im Tod, im eisig kalten Grabe,
„Dort besteigt er Frankreichs Fürstenthron.

„Mögt ihr goldnen Frieden von ihm hoffen,
„Oder Sieg in blutger Völkerschlacht,
„Seine frühe Grube steht ihm offen,
„Weil ihr euren König umgebracht.
„Einen Dauphin glaubt ihr dann zu haben,
„Doch sein Purpur ist ein Leichentuch —
„Alle Hoffnung müsset ihr begraben!"
Also klang des Schicksals grausger Fluch.

3.

Im Temple sitzt ein Kind;
Der Knabe ist so lieb und hold,
Sein Haar und Röckchen sind von Gold.
Im Temple sitzt ein Kind,
Und weint die Augen blind.

„Mein Vater, der ist todt!
„Er war so mild, er war so gut;
„Was wollten sie mit seinem Blut?
„Mein Vater, der ist todt;
„Ein Fremder gibt mir Brod.

„O schöne Mutter komm!
„Du läßt mich hier so ganz allein,
„Ich will dir immer folgsam seyn —
„O schöne Mutter komm!
„Ich bin ja treu und fromm.

„Der Temple ist so kalt!
„Du lieber Gott, laß mich nicht hier,
„Nimm mich hinauf, hinauf zu dir!
„Der Temple ist so kalt —
„Ach, stürb' ich doch nur bald!"

4.

Das Kind ist Ludwig Capet's Sohn,
Es sollte erben Frankreichs Thron;
Nun sitzt es hier voll Bangen
Gefangen.
Den Vater haben sie eingescharrt,
Die arme Mutter foltern sie hart,
Allein die Getreuen,
Sie wollen das Königthum erneuen,
Und rufen mitten in Blut und Graus
Das zitternde Kind zum Herrscher aus.
Da murrt es im Kreis der Jakobiner:
„Zu Boden, zu Boden die Fürstendiener!“
Der Schuster Simon, ein lauernder Wicht,
Mit schmutzigen, trutzigen Worten spricht:
„Eia! Wir wollen kein Königspüppchen,
„Kein schwächlich gemächliches Wassersüppchen!
„Hollah, mit dem fürstlichen Buben her!
„Ich nehme den Capet zu mir in die Lehr',
„Und will es ihm zeigen und will es ihm sagen,
„Wie sich das Volk muß schinden und plagen.

„Ihm soll unter Qualen und heißen Mühn
„Jahr aus, Jahr ein die Stirne erglühn,
„Dann meidet er sicher die schlechten Bahnen
„Der Königsahnen —“
Da schallt's im Haufen frech und wild,
Als wiehrten Rosse im Gefild,
Und stampften tobend mit den Hufen.
Laut wird dem Schuster Beifall zugerufen;
Der packt den Knaben fest beim Arm,
Und reißt ihn hinweg — O Gott erbarm!

5.

„Du Königsbube,
„Herein zur Stube!
„Die Locke, die wie Kronengold
„Auf deinen weißen Nacken rollt,
„Sie laß ich scheeren,
„Und will dich dann ein Handwerk lehren.

„Mußt Wasser schleppen
„Herauf die Treppen;
„Den Hunger stillt dir schwarzes Brod —
„Sieh her, mein Prinz, so schmeckt die Noth!
„In Fürstensälen
„Kannst du nun auch davon erzählen.

„Und bist du träge,
„Dann gibt es Schläge.
„Sollst sehn, wie Frost und Hunger thut,
„Du schönes junges Königsblut!
„Die Hand voll Schwielen,
„Und statt des Bettes hier die Dielen!“

Dem Fürstensohne
Erdrückt die Frohne
Den Lebensmuth, sein Herz ist schwer;
Nie spricht der arme Knabe mehr.
Er läßt sich schlagen,
Doch zwingt ihn nichts, ein Wort zu sagen.

Viel Monde scheiden
In stummen Leiden;
Nur wenn ringsum die Erde schlief,
Dann weint das Kind, dann seufzt es tief,
Und ringt die Hände,
Zu flehn, daß Gott sein Schicksal wende.

* * *

„Der Temple ist so kalt!
„Du lieber Gott, laß mich nicht hier,
„Nimm mich hinauf, hinauf zu dir!
„Der Temple ist so kalt —
„Ach, stürb' ich doch nur bald!“

* * *

Es wird vernommen;
Die Engel kommen.
Vorüber zog die finstre Nacht,
Der Dauphin war nicht aufgewacht.
Der Sonne Strahlen,
Sie fanden ihn erlöst von Qualen.

Der König von Rom.

6.

Es kommt ein kühner Sieger,
Der bändigt jene Tiger;
Sie folgen seinen Fahnen,
Und beugen sich ihm scheu.
Er hat die Welt bezwungen,
Ist aus dem Stamm entsprungen
Der göttlichen Titanen,
Und heißt: der Wüste Leu.

Die stolze Wunderblume
Von Frankreichs hohem Ruhme,
Er trägt sie ohn' Ermüden
Hinaus im Siegerzelt.
Tief in Aegyptiens Sande,
Am rauhen Bernsteinstrande,
Im Osten und im Süden
Erobert er die Welt.

Der Mann im kleinen Hute,
Mit lichtem Feuermuthe,
Der gleich der Eiche mächtig
Und unerschüttert steht —
Er nimmt sich selbst die Krone,
Und steigt empor zum Throne ...
Wie ihm der Purpur prächtig
Vom kühnen Nacken weht!

Des Kaisers Tochter minnend,
Und ihre Hand gewinnend,
So thront er unerreichbar,
Ein Erbe fehlt ihm nur.
Da donnern die Geschosse —
Ein Kind erschien im Schlosse!
Sein Glück ist unvergleichbar,
Ihm dienet die Natur.

Er nimmt den Sohn, den schönen,
Er läßt das Haupt ihm krönen,
Und küßt ihn voll Entzücken.
Die Fürsten dürfen kaum
Des Kindes Wiege schaukeln,
Und Schmeichellieder gaukeln,
Um blühend ihm zu schmücken
Den ersten Jugendtraum.

7.

Freudig vom Ruhm und vom Siege
Träume in silberner Wiege,
Träume, du kaiserlich Kind!
Ueber der Wiege Gefunkel,
Ziehen sich, prächtig und dunkel,
Purpurne Decken gelind.
Träume, du kaiserlich Kind!

Schlummre mit rosigen Mienen!
Schwärme von goldenen Bienen
Haben die Decke geschmückt.
Dir soll ihr Stachel nur nützen;
Wenn sie vor Feinden dich schützen
Und dich ihr Honig entzückt —
Schlummre, o schlummre beglückt!

Da, wo dein Köpfchen sich wieget,
Sorglos und lächelnd, da lieget
  Bei dir die Kugel der Welt.
Spiele mit mächtigem Balle!
Dein sind die Länder ja alle,
  Dein sind die Staaten der Welt.
  Schlummre, du kindlicher Held!

Siehe! Victoria entsteiget
Fröhlich dem Erdball, und neiget
  Blühenden Lorbeer dir zu.
Brauchest dich kaum zu erheben,
Schmücken die Kränze dein Leben.
  Ach, wie so glücklich bist du!
  Schlafe, mein Prinzchen, in Ruh!

8.

Der Winter und der eisge Norden,
Verwilderte Kosakenhorden
Zertrümmerten des Vaters Glück.
Die Heere, die hinaus gezogen,
Verschlang der Beresina Wogen;
Ein bleiches Häuflein kehrt zurück.

Die Siegergröße ist entschwunden,
Man hat den Kaiser überwunden,
Er wird entblößt, verhöhnt, verbannt.
Der Mächtge konnte nichts erretten,
Als seinen Namen, seine Ketten
Und einen fernen Inselstrand.

Die schöne Mutter mit dem Sohne,
Sie scheidet von dem Kaiserthrone
Und von den goldnen Tuilerien.
Sie muß mit Zittern und Erblassen
Das liebgewordne Land verlassen,
Zur deutschen Heimath muß sie fliehn.

„Der Boden Frankreichs ist ein Krater!
„Wir kommen heim — du lieber Vater,
„O nimm uns auf in deinem Schloß!“ —
Dem alten Kaiser war die Wange
So feucht, als er die Beiden lange
Und bange in die Arme schloß.

9.

Der Knab' erwächst nun, wie am Saum
Des Walds ein schlanker Tannenbaum.
Er möchte mit der Krone Zweigen
Gern bis empor zum Himmel steigen.

Man wird besorgt... Das will man nicht!
Man nimmt ihn fort vom Sonnenlicht,
Und pflanzet ihn in Klosterzellen,
Die Mond und Sterne nur erhellen.

Dort hütet man den Knaben scharf,
Damit er nichts erfahren darf;
Damit er geistlich stille Chöre
Statt blutger, goldner Worte höre.

Doch Clio's sturmgewaltger Schall
Zerbricht die Mauern überall;
Dem Jüngling dröhnt es durch die Seele,
Daß er sein Lebensziel verfehle.

Der Arme träumt nun oft und schwer:
Er sieht das weite, wilde Meer,
Ein fluthumspültes, graues Eiland,
Und seinen Vater drauf — O, Heiland!

Dann sieht er dort — was mag das seyn? —
Nur einen kahlen Leichenstein,
Von Thränenweiden grün umstanden,
Und hört die Wellen schluchzend branden.

Ihm wird so weh, ihm wird so trüb;
Den Vater hatt' er gar zu lieb.
Nicht Trauerworte kann er sprechen,
Doch fühlt er wohl — sein Herz wird brechen.

10.

Nach Frankreich schreibet der König von Rom:
„Gott möge sich meiner erbarmen!
„Denn kann ich nicht auf dem Platze Vendôme
„Die Säule des Vaters umarmen,
„So bringt mich die brennende Sehnsucht in's Grab,
„Es zieht mich zum kühligen Schlummer hinab;
„Wozu soll ich länger noch leben,
„Ich darf ja nicht schaffen und streben!“

Und als er das Schreiben versiegelt hat,
Befällt ihn ein schleichendes Fieber.
Er fühlte sich müde, er fühlte sich matt,
Und schlummerte schmerzlos hinüber.
Der Vater ist todt und die Mutter ist fern;
Am Himmel verlöschet ein leuchtender Stern —
Es sterben die Napoleoniden,
Nicht Dauer war ihnen beschieden.

Heinrich der Fünfte.

11.

Trompeten schmettern freudige Fanfaren,
Als wollten sie verkünden Lust und Glück:
Das alte Königshaus, verbannt seit Jahren,
Das Haus Bourbon kam nach Paris zurück.

Ihm folgen jene adligen Familien,
Die vormals flohn vor blutgem Volkessturm,
Und wieder flattern königliche Lilien
Auf lustgen Flaggen von Palast und Thurm.

Allein die stolzen Blüthen sind vermodert,
Erborgt ist ihre Frische und ihr Glanz,
Denn keine neue, saftge Blume lodert
Aus ihrer Mitte auf zum frischen Kranz.

Den König Ludwig sieht man einsam sterben,
Die Krone gibt er keinem theuern Sohn;
Auch Angouleme hat ja keinen Erben —
Soll ganz verwaisen Frankreichs hoher Thron?

Doch nein! Die Stütze lebt noch diesem Stamme,
Denn Berry ist gesund an Seel' und Leib.
In ihm erglüht die königliche Flamme;
Er nimmt ein blühend=hold italisch Weib.

„Allmächt'ger Vater! Laß ein Kind entkeimen,
„Ein kräftig schönes Kind aus ihrem Schooß!"
So betet's in den Kirchen, und sie träumen
Das Haus Bourbon noch einmal stark und groß.

12.

Der Sattler Louvel sitzt im Stall,
Beim blassen Mondenscheine.
Die Menschen flieht er überall,
Er wandelt stets alleine,
Und sein fanatisch wilder Blick
Verweilt auf Frankreichs Mißgeschick.

Das Auge überwacht und roth —
Was soll sein stilles Brüten?
Er sinnt auf der Bourbonen Tod;
Gott mög' das Haus behüten!
Ha, wie das Wort unheimlich klingt,
Das ihm aus bleicher Lippe dringt:

„Die Fremden stießen unsern Gott
„Hinaus zur Felseninsel!
„Sie setzten, uns zu Hohn und Spott,
„Auf Frankreichs Thron die Pinsel;
„Und wir, mit dumpfem Sclavensinn,
„Wir nahmen alles dankbar hin.

„Als Er auf Elba mir erschien,
„Da schwur ich's den Bourbonen!
„Ich tödte das Geschlecht für ihn,
„Will keinen Einzgen schonen.
„Der Berry ist der beste Mann,
„Drum muß er gleich zu Anfang dran!

„Wenn mir das kühne Werk gelingt,
„Errette ich die Franken.
„Ich sehe, wie man Lorbeer bringt,
„Um würdig mir zu danken;
„Ein Monument, ein Heiligthum
„Bewahrt der Nachwelt meinen Ruhm.

„So komm' hervor, du guter Dolch!
„Dein Stahl soll nicht erblinden.
„Du blinkest stolz? Nun freilich, solch'
„Ein Ziel wird keiner finden.
„Ich schleife dich am rauhen Stein,
„Mußt spitz und scharf und sicher seyn!"

13.

Verhallt ist die Oper, es leert sich der Saal;
Zur Pforte entströmet die Menge zumal.

Hoch raget der Herzog empor aus dem Schwarm,
Die liebliche Gattin, sie führt er am Arm.

Was will dort im Dunkel der schreckliche Mann?
Was drängt er sich dicht zu den Beiden heran?

Nun hebt er die Hand, und ein Messer erblinkt —
Dem Berry, ihm galt es; er wanket und sinkt.

Laut gellet der Fürstin entsetzlicher Schrei;
Da stürzen die Wachen und Sbirren herbei.

Laternenlicht streifet den Mörder so hell —
Ha! Louvel, er ist es, der Sattlergesell!

Der Herzog erbleichet im wüthenden Schmerz;
Er traf ihn am Leben, er traf ihn in's Herz.

Und wie man auch stürmet, und wie man auch eilt,
Die tödtliche Wunde wird nimmer geheilt.

Und preßt auch die Gattin die Lippen auf's Blut,
Sie hemmet doch nimmer die strömende Fluth.

Kaum weicht vor der Sonne die gräßliche Nacht,
Hat klaglos der leidende Herzog vollbracht.

Die Bürger des Landes sind furchtbar erschreckt;
Mit Blut ist von Neuem die Krone befleckt.

Sie reißen das marmorne Opernhaus fort,
Errichten ein Denkmal am schaurigen Ort.

Doch Louvel verhöhnet das ewige Heil,
Und lachend noch legt er den Kopf unter's Beil.

14.

Es flohen Monde hin im tiefen Trauern,
Der Hoffnung Knospe glaubte man erstickt;
Da tönet Jubel an des Schlosses Mauern:
Ein Erbe Frankreichs hat das Licht erblickt.

Die junge Wittwe trug ihn unterm Herzen,
Und Berry wußte das beim Sterben schon.
Sie trug das Kind in Jammer und in Schmerzen,
Bis nun geboren ward der Schmerzensohn.

Der Fama Tuba schmettert die Provinzen
Empor zum freudenvollen Dankgebet,
Und um das Wohl des heißersehnten Prinzen
Wird Gott im ganzen Reiche angefleht.

15.

Kränze gewunden,
Becher geschwenkt!
Liebliche Weisen
Sollen ihn preisen,
Den uns ein Wunder
Gnädig geschenkt.

„Gottesgegeben,"
Nennen wir ihn.
Festliche Klänge,
Jubelgesänge
Müssen den Knaben
Grüßend umziehn.

Chambord's Gefilde,
Wälder und Seen,
Alles sein eigen;
Wollen ihm zeigen,
Daß ihn umschweben
Rosige Feen.

„Enkel von Frankreich,"
Glückliches Loos!
Diesen Erkornen,
Spätergebornen,
Ziehen die Genien
Liebevoll groß.

16.

Im Taumel ist Paris. Die Glocken schallen,
Es klirren Fenster, tausend Schüsse knallen...
Die Stadt begeht gewiß ein Freudenfest,
Den jungen Herzog ehrend, und sie läßt
Zu seinem Ruhme wohl die Fahnen wallen?

Doch nein! das ist ein ernsthaft dunkles Tosen!
Die Massen wälzen sich, die zügellosen,
Zum Schlosse hin, von Zorn und Drang geführt:
Die Charte, das Gesetz ist frevelnd angerührt,
Und blühn heut' Blumen, sind es blutge Rosen.

„Zu Boden Karl und seine Ordonnanzen!"
So tönt es lauter stets; hoch thürmen Schanzen
Sich in Paris; es strömt der Bürger Blut.
Dann geht's nach Notre Dame in voller Gluth,
Um dort die Tricolore aufzupflanzen.

Der Aufruhr schwillt zum wildbewegten Meere;
Ein zürnend Volk bezwingen keine Heere!
Es wird ein Sturm, ein schneller Blitz, ein Leu;
Ermattet nie, gebärt sich immer neu,
Und wo es trifft, zerschmettert seine Schwere.

Da wird, vom Kartenspiel im goldnen Schlosse,
Der König Karl mit seinem stolzen Trosse
Aus tiefer Seelenruhe aufgejagt.
Er zürnt. — Umsonst! — Er zittert und verzagt,
Und schnell bereitet man zur Flucht die Rosse.

Zerrissen sind die letzten Liebesbande;
Das Haus Bourbon muß fort aus diesem Lande,
Es ist vom Reiche und vom Thron entsetzt.
Den Gottgegebnen, ihn vertreibt man jetzt,
Und weinend steht der Knab' am Meeresstrande.

17.

Verloschen war des Himmels Blau,
Er hing voll Wolken, trüb und grau,
Die Wellen rauschten hohl.
Sie weinten und sie seufzten tief;
Der junge schöne Herzog rief:
Mein Frankreich, lebe wohl!

Indessen trug das schnelle Schiff
Sie glücklich hin durch Fels und Riff,
Durch Klippen, wilde Fluth.
Das freie Schottland war ihr Ziel,
Es bot ein gastliches Asyl
Im Schlosse Holyrood.

Wohl ist's in Schottland schön und grün,
Doch keine schwachen Lilien blühn
Auf seinem rauhen Strand.
Das Haus Bourbon ergreift voll Qual
Den Wanderstab nun abermal,
Nach Böhmen hingewandt. —

Der holde Knabe wächst heran,
Zum Jüngling wird er und zum Mann,
Doch Kummer beugt ihn schwer.
Er bleibt so unstät fort und fort,
Ihm lachet nie ein Heimathsort
Im Leben, freudenleer.

Wie herrlich auch die Berge blühn,
Wie feurig auch die Reben glühn
Im schönen Frankenland.
Er wird es nimmer wieder sehn,
Er muß entblößt und einsam stehn —
Man hat ihn ja verbannt!

Der Herzog von Orleans.

18.

Und als die Julisonne heiß
Erregt die tapfern Schaaren,
Als sie in Dampf und Gluth und Schweiß
Gewannen sich den hohen Preis,
Da schmetterten Fanfaren.
„Wir sind verrathen, sind umstellt!“ ...
O nein! — Dort sprengt ein junger Held
Zu Hülfe mit Husaren.

Wie Alles nach ihm starrt und schaut!
Doch dann, im vollen Chore,
Begrüßet ihn der Jubel laut;
Er trägt die Farben lieb und traut,
Er trägt die Tricolore.
Solch Zeichen macht bewußt und hell,
Solch edles Zeichen kräftigt schnell
Die biegsam schwanken Rohre.

„Willkommen, Weiß und Blau und Roth,
„Ihr wohlbekannten Farben!
„Nun soll sich enden Frankreichs Noth,
„Für euch, für euch in Kampf und Tod!“ —
Und viele Tapfre starben.
Indeß, gewonnen wird die Schlacht,
Und Alle, die sie mitgemacht,
Sind stolz auf ihre Narben.

Der Sturm verhallte; Jeder frug:
„Wer war der junge Reiter,
„Der gleich die rechten Farben trug,
„Der alle Zweifel niederschlug?
„Er komm' und führ' uns weiter!“ —
„„Wir kennen ihn seit Kindheit schon:
„„Er ist des Louis Philipp Sohn,
„„Er ist ein wackrer Streiter!““

19.

Um das Stadthaus wogt ein dumpfes Tosen,
Alle Blicke hängen am Altan —
Plötzlich bannt ein Zauber die Franzosen:
Lafayette und Louis Philipp nahn.

Lafayette mit seiner Götterstirne,
Dessen Wort von Völkerfreiheit singt,
Daß es, gleich dem Alphorn auf der Firne,
Sehnsuchtweckend in die Herzen dringt.

Lafayette umarmt den Bürgerkönig,
Den des Lebens Drang und Kampf gestählt;
Freudenrufe grüßen tausendtönig
Diesen Fürsten, den das Volk erwählt.

Doch des Thrones sammtne Baldachine
Sind ein angstvoll sorgenschweres Dach;
Neid und Haß, die bleichen Paladine,
Bleiben ewig an den Stufen wach.

Ihre Kugeln, ihre Dolche lauern
Hinter jedem Fenster, jedem Thor.
Durch der Fürsten Seele weht ein Schauern,
Und die Furien brechen wild hervor.

20.

Mit den ernsten, grauen Kriegern,
Mit Napoleon's Weltbesiegern
Zieht der König durch Paris.
Wüßten sie, daß noch Bourbonen
In dem Paradiese wohnen,
Stürmten sie das Paradies,
Wenn sich's nur erstürmen ließ.

Und es kommt, in ihrer Mitten,
Orleans, der Held, geritten:
Welch ein schönes Fürstenbild!
Schlank, wie Stahl, die jungen Glieder,
Seine Züge kühn und bieder,
Seine Brust ein ehrner Schild,
Doch sein Auge blau und mild.

Jenem Tage gilt die Feier,
Wo man einst die Königsgeier
Austrieb aus dem Frankenland.
Lustge Flintenschüsse knattern;
Blumenkranz und Tücher flattern
In der Frauen weißer Hand
Von Balkon und Gitterwand.

Doch kein freudig Zeichen wehet
Dorten, wo Fieschi stehet,
Aus dem trüben Fenster vor.
Seine Fahne, seine bunte
Feuerblume ist die Lunte —
Glühend hält er sie empor...
Plötzlich kracht das Höllenrohr.

Von dem Donner wankt die Erde!
Bäumend scheuen sich die Pferde;
Manches Auge sinkt in Nacht.
Dumpfe Sterbeseufzer stöhnen,
Doch der König mit den Söhnen
Ward gehütet, ward bewacht
Von der unerforschten Macht.

Ja! nun ist der Fluch gebrochen,
Ueber Frankreich ausgesprochen,
Als sein Purpur blutig roth.
Orleans soll ihn gewinnen
Den verwaisten Thron — Von hinnen
Muß der Schattenkönig Tod,
Der dem Dauphin finster droht.

21.

Die Flotte lag, nach Algier abzusegeln,
Im Hafen da, gleich weißen Riesenvögeln.
Der junge Herzog stieg an Bord und sah
Im Fluge noch das felsge Corsika.

Doch als der Kiel die Meeresfluth durchschwommen,
Und rauschend beim Gestade angekommen,
Da hat auf Algier froh der Prinz geschaut,
Das blendend hell am Berg empor sich baut.

Er wandelt durch die Stadt der Barbaresken,
Und sieht, wie hier, in bunten Arabesken,
Der Occident das Morgenland umschlingt,
Wie nah' beim Kreuz der goldne Halbmond blinkt.

Der Herzog reist, im mährchenhaften Traume,
Zum Heereslager „bei dem Feigenbaume."
Die Luft ist mild, das Wetter herbstlich schön;
Im Pflanzenschmucke leuchten alle Höhn.

Still ruhet im Granit ein blauer Lago,
Und auf den Fluthen spiegelt sich die Sago.
Ihr Stamm ein Pfeil, ein mastenschlanker Bolz,
Die Krone feingezackt und palmenstolz.

Die Sonne kommt. Dort wirbeln aus dem Walde
Staubwolken auf und ziehn entlang die Halde.
Es ist der Feind! — Das Frankenheer erwacht
Vom Trommelschall, und rüstet sich zur Schlacht.

Der Herzog steigt zu Roß. Wo Abd el Kader
Zur festen Mauer ordnet sein Geschwader,
Dort führet er das Fußvolk hin zum Kampf,
Und Alles hüllt sich dicht in Pulverdampf.

Von einer Kugel ist der Prinz getroffen;
Er achtet's nicht. Die Reihen werden offen!...
Durch ihn befeuert stürzt der Franken Wucht
Das Beduinenheer in wilde Flucht.

Und weiter geht's! — Erobert wird Maskara;
Es lodert auf, ein Feuer=Niagara,
Der, statt herab, empor zum Himmel sprüht;
Ein Flammenwald, der roth und blau erblüht.

Und weiter! — Mostaganem's Marmorstufen
Berührt der Fuß des Herzogs . . . Abgerufen
Nach Frankreich, kehrt er siegesfroh zurück;
Als Knappen folgen ihm sein Muth und Glück.

22.

Und wiederum scheidet vom Vaterhaus
Der Prinz mit dem jüngeren Bruder,
Doch diesmal spannt sich kein Segel aus,
Die Wogen schlitzet kein Ruder.
Auch nicht auf den Krieg ist sein Auge gewandt;
Die Fahrt geht ins friedliche deutsche Land.

Wie grüßte den Ritterlich=Prächt'gen Berlin
In jenen begeisterten Tagen;
Die Schönsten der Frauen bewunderten ihn
Beim Reiten und Tanzen und Jagen.
Manch Auge wurde von Thränen matt,
Als Orleans schied aus der Königsstadt.

Auch Wien empfing sie voll Innigkeit,
Die blühenden fürstlichen Gäste.
Wie wurden die Herzen da froh und weit,
Wie drängten sich Feste um Feste. —
Der Herzog sah alles; er stieg auch hinab
Zu der Kaiserfamilie tiefdunklem Grab.

Die Wölbung war düster und eisig die Luft,
Es blieben zurücke die Diener.
Nur Orleans weilt in der schaurigen Gruft,
Ihm leuchtet ein Kapuziner.
Da sieht er stehn einen Leichenstein,
So abgesondert, so ganz allein.

Er schimmert gespenstig im Fackellicht,
Dem Herzog wird tief beklommen;
Zum alten Mönche er fragend spricht:
„Wer hat dies Grabmal bekommen?"
Dumpf rauschet die Antwort im mächtigen Dom:
„Hier schlummert ein König — der König von Rom!"

Da wurde der Herzog vom Grausen erfaßt,
Er konnte nicht länger verweilen;
Ihn trieb eine innre entsetzliche Hast,
Aus dem Reiche des Todes zu eilen.
Er fühlte den Athem des Gräßlichen wehn —
Der Prinz hat sein eigenes Schicksal gesehn!

23.

Den Herzog preßt ein Bangen,
Ein ungestüm Verlangen;
Sein ganzes Herz ist Gluth.
Die Liebe blüht ihm, welche
Im stillgeschlossnen Kelche
Der Brust so lang geruht.

Er kommt auf Blumenwegen
Der süßen Braut entgegen,
Als sie den Einzug hält
In's schöne Land der Franken,
Wo sich die Reben ranken
Zum blauen Himmelszelt.

Die Furien sind versöhnet,
Des Volkes Liebe krönet
Das Paar mit duftgem Kranz.
Von treuer Lieb' umwunden,
Entflieht, wie kurze Stunden,
Für sie der Jahre Tanz.

Ihn drängt der Muth zuweilen,
Nach Algier hinzueilen,
Um dort sein gutes Schwert
Von Neuem zu erproben;
Doch, wie die Schlachten toben,
Er bleibet unversehrt.

Dann strahlen ihre Wangen,
Den Helden zu empfangen,
Hoch wallt ihr Herz vor Lust.
Zwei holde Knaben blühen,
Zwei Königskinder glühen
Voll Kraft an ihrer Brust.

Des schwarzen Fluches Worte
Verschließt die Grabespforte,
Nie kehren sie zurück.
Die Furien sind versöhnet,
Des Volkes Liebe krönet
Der Beiden reines Glück.

24.

Regimenter im Gefilde,
Regimenter auf den Höhn;
Frisch durchzieht die sommermilde
Luft des Flügelhorns Getön.
Das ist nicht der Krieg, der wilde —
Wetterdunkler rauscht sein Föhn;
Nur zum blanken Schlachtenbilde
Ordnen sich die Truppen schön.

Mustern wird das Heer der Franken
Orleans im Thale hier;
Saint Omer errichtet Schranken,
Reichgeschmückte, zum Turnier,
Und dem tapfern Sieger danken
Soll der Frauen Blum und Zier,
Soll Helene — Sehnsuchtsranken
Ziehn den Herzog hin zu ihr.

Lebewohl dem Vater sagen
Will er, der auf Frankreichs Thron
Standhaft allen Schmerz ertragen,
Allen Kummer — für den Sohn.
Als nach Neuilly eilt sein Wagen,
Kränzt ihn holder Träume Mohn,
Denn in wenig kurzen Tagen
Grüßt er ja die Gattin schon.

* * *

„Streckt euch, ihr Rosse,
„Im fliegenden Trab,
„Saust wie Geschosse
„Die Straße hinab!
„Funken muß sprühen
„Der hemmende Stein....
„Könnt' ich mein Glühen
„Und Sehnen euch leihn!"

25.

Wie Hagelsausen
Und Wetterbrausen,
Rasselt das Fuhrwerk die Straße entlang;
Die Augen der Wandrer folgen ihm bang.
„Thäler und Hügel,
„Sie flattern vorbei!
„Hältst du die Zügel
„Auch, wackrer Jockey?“
Und er bejaht es! — Dann
Rast das Gespann
Ueber die Fläche.
So stürzen sich Bäche
Wild und munter,
Aus schwindelnder Höh',
Von den Alpen herunter,
Wenn die Strahlenbolzen
Der Sonne den Schnee
Des Winters zerschmolzen.

So sauste in Griechenland,
Mit tollem Jagen,
Ueber die Rennbahn der Wagen,
In welchem der Kämpe stand.
Gefährliches Streiten
Liebet sein Sinn;
Adlerschnell gleiten
Will er zum Ziele hin.
Beim wüthenden Fahren
Flattert die Binde,
Und in den Haaren
Pfeifen die Winde.
Rossegeschnaube
Nur höret man noch,
Vom nächtigen Staube
Mit Wolken umwallet,
Doch
Jubelruf schallet,
Als er entweicht —
Das Ziel ist erreicht!
Es nahen die Männer
Und loben die Renner;
Es nahen die Schönen,
Den Sieger mit Zweigen der Fichte zu krönen.

„Tragen uns Flügel
„So sturmschnell vorbei?
„Hältst du die Zügel
„Auch, wackrer Jockey?“
Und er verneint es! — Gewaltsam,
Unaufhaltsam
Vor dem rollenden
Wagen
Jagen
Die Pferde.
— Wer ist die Gestalt
Mit der grollenden
Bleichen Geberde?
So weltenalt
Schwebt in den Lüften
Sie riesig daher.
Stieg sie empor aus vermoderten Grüften,
Aus der Ewigkeit wallendem Meer?
Es ist der Tod!... Mit grimmer Hast
Hat er die schneidende Geißel erfaßt,
Und schwingt sie
Ueber die Rosse;
Keiner bezwingt sie,
Die wilden Geschosse,
Den Doppelblitz. —

Der Herzog springt von dem Sitz,
Aber ein plötzlicher
Entsetzlicher
Stoß
Reißet den Kräftgen vom Wagen los,
Schleudert ihn blutend zur Erde,
Und weiter rasen die Pferde.

Das Gespenst weicht nun fort.
Still stehen die Renner dort
Vor eisernen Gittern,
Und zittern.
Der Jockey lenket sie ruhig um,
Und findet den Herrn — doch sein Mund ist stumm;
Das Antlitz, schön und muthig,
Ist kalt und blaß und blutig.
Der Thron, den Orleans erwirbt,
Er steht im Grab ... der Herzog stirbt!

Der Graf von Paris.

26.

Die Kirche ist beschlagen
Mit violettem Sammt;
Die Sterbelieder klagen
Und Kerzenschimmer flammt.
Sein ruhelos Gefunkel
Umspielt den blanken Sarg,
In dessen grausig Dunkel
Sich früh der Herzog barg.

Den König beugt der Kummer;
Er kniet und schluchzet sacht.
Die Köngin hält beim Schlummer
Des theuren Sohnes Wacht.

Inmitten der Familie
Kniet auch des Todten Weib,
Die blasse Trauerlilie,
Mit schmerzgeknicktem Leib.

Da wird sie aufgerüttelt
Durch holdbekannten Ton —
Vom wilden Gram geschüttelt,
Erkennt sie ihren Sohn.
Begreifen kann der Knabe
Des Todes Schauer nicht,
Und lächelnd schaut zum Grabe
Sein rosiges Gesicht.

Die kleinen Hände strecken
Sich nach der Kerzen Glanz;
Ihn freun die sammtnen Decken,
Ihn freut der Todtenkranz.
Der Schmuck und Prunk gefielen
Dem Kind — es will hinab,
Will mit den Blumen spielen
Auf seines Vaters Grab.

Die Mutter hat's gesehen,
Die Mutter hat's erblickt;
Sie muß in Schmerz vergehen,
Das Wort ist ihr erstickt.
Sie winkt dem Kinde leise,
Das ihr der Gatte ließ,
Und preßt ans Herz die Waise
Den Grafen von Paris.

27.

An der Mutter Herzen liegend,
Ist er ruhig eingeschlafen,
Und die Amme sitzet wiegend
Bei dem schönen kleinen Grafen.

Aus der Ampel weht die Flamme
Durch das Zimmer, falb und schaurig;
Alles ist so still — die Amme
Singt ein altes Liedchen traurig.

* * *

Zwei junge Knaben trafen sich
Auf einer grünen Haide;
Der Ein' in Lumpen eingehüllt,
Der Andre im goldnen Kleide.

Sie gaben sich die Hände bald,
Und spielten dort zusammen.
Des Reichen Augen waren blau,
Des Armen dunkle Flammen.

Der braune Knabe sprach betrübt:
„Mein Vater dient als Hirte;
„Der Herr nahm uns das letzte Bett,
„Weil sich ein Roß verirrte.

„Ach Gott! Der Hunger thut so weh,
„Man kann ihn nicht vergessen!
„Mein Mütterchen ist blaß und krank;
„Wir haben nichts zu essen!“

Der blonde Knabe sprach darauf:
„Ich wohne in Marmorsälen;
„Die Bilder und der Dienertroß
„Sind dorten kaum zu zählen.

„Ich habe Spiel= und Zuckerwerk,
„Und soll einst König werden.
„Mein Vater aber, der ist todt;
„Er schläft in kühler Erden!“

Der Andre sprach: „Dein Zindelkleid
„Mag blitzen und mag rauschen!
„Behalte Spiel= und Zuckerwerk;
„Ich will mit dir nicht tauschen!

„Mein Vater ist gesund und stark,
„Der Deine ruht in der Erden. —
„Du armes verwaistes Fürstenkind,
„Du sollst ein König werden?“

* * *

Plötzlich hat das Lied geschwiegen,
Jenes Lied vom jungen Grafen,
Denn die Amme ist beim Wiegen
Und beim Singen eingeschlafen.

28.

Düster glüht der Ampel Schimmer;
Geisterrauschen weht durch's Zimmer,
Und es wallt im Strahlenkreis
Eine Göttin, licht und weiß,
Zu der Wiege still hernieder,
Küßt des Knaben Augenlider,
Küsset ihm die Lippe heiß.

Schwingen trägt sie an den Sohlen;
Duftge Rosen und Violen
Sind der wilden Locken Band.
In der muskelstarken Hand
Lodert eine Fackel röthlich —
Dem Tyrannen wird sie tödtlich,
Fährt sie zündend in sein Land.

„Freiheit!“ steht auf ihrem Schilde;
Freiheit heißt das Gottgebilde.
Wo sie durch die Seelen fliegt,
Ist des Todes Graun besiegt;
Völker sieht man freudig sterben,
Daß die Enkel Freiheit erben,
Die man jetzt als Sclaven wiegt.

Leise, mit dem Hauch des Windes,
Flüstert sie ins Ohr des Kindes,
Und es zieht durch seinen Traum:
„Wachse fröhlich, junger Baum!
„Wolken stehn am Horizonte,
„Doch wenn meine Gluth dich sonnte,
„Dehnt sich breit der Krone Raum.

„Keiner von den Todespfeilen
„Soll dein junges Herz ereilen;
„Um die Glieder, zart und klein,
„Schmiegt sich einst der Purpurschein.
„Menschenrecht und Freiheit ehren,
„Kann dich nicht der Vater lehren,
„Drum will ich dein Lehrer sein.“

„Nur die Feigen und die Schlechten
„Freut es, wenn ein Volk von Knechten
„Eisern ihre Hand regiert.
„Wessen Volk den Stolz verliert,
„Läßt sich sorgenlos bestehlen
„Um den Besten der Juwelen,
„Welcher seine Krone ziert.

„Oriflamme und Standarte
„Deines Reiches ist die Charte —
„Trag' im Herzen ihr Gebot!
„Und das blutge Morgenroth
„Wird im goldnen Glanz entschweben,
„Denn die Freiheit nur ist Leben,
„Und die Knechtschaft ist der Tod!"

Anmerkungen.

I.

Ludwig der Siebzehnte.

Louis Charles de France, Herzog der Normandie, ein Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's, erblickte am 27. März 1785 das Licht der Welt. Sein älterer Bruder starb 1789, und er wurde Dauphin. Er war von sehr zartem Körperbau; seine Züge hatten einen sanften edlen Ausdruck, und goldhelle Locken flossen ihm auf die Schultern herab. Frühe schon zeigte der Knabe Verstand und Wißbegier, aber auch Muth und Ehrgefühl, und mit unsäglicher Liebe hing er an seiner Mutter. Am 10. August 1792 wurde das siebenjährige Kind, mit Eltern und Schwester, in's Gefängniß des Temple geworfen, und damals nannte man die ganze Königsfamilie beim Namen „Capet," den ihr Ahnherr geführt hatte.

Nachdem Ludwigs XVI. Haupt unter der Guillotine gefallen war, wollten die Royalisten seinen Sohn als Ludwig XVII., König von Frankreich und Navarra, proklamiren. Aber in den Händen Andersgesinnter lag die Gewalt; sie entrissen das Kind seiner Mutter, und übergaben es dem Schuster Simon, einem

wilden Jakobiner, zur Erziehung. Die raffinirte Grausamkeit, mit der dieser Schreckensmann ihn behandelte, stumpfte die Sinne des Dauphins ab und verzehrte seine Lebenskraft. Fünfzehn Monate lang sprach er nicht ein Wort, bis er, vom innern Gram aufgerieben, den 8. Juni 1795 im Temple an der Rhachitis starb.

Chateaubriand, der getreue Paladin des Hauses Bourbon, forderte 1816 von der Kammer: es solle ein Denkmal erbaut werden, um den Tod des schuldlosen Knaben zu sühnen, und jene wies den Antrag nicht zurück. — Seitdem sind mehrere falsche Ludwige aufgetreten, und haben in Frankreich, wo keinem Parteihelden die Anhänger fehlen, Aufsehen erregt. Namentlich erwähnen wir des Mathurin Bruneau, dessen Prozeß 1818 mit größter Oeffentlichkeit geführt wurde, und des Uhrmachers Naundorf, der lange Zeit in Crossen gelebt, dann aber in England Unterstützung gefunden hat.

II.

Der König von Rom.

Am 20. März 1811 gebar Marie Louise ihrem Gatten, dem Kaiser Napoleon *), einen Sohn. Mit glänzendem Antlitz hob er denselben in seine Arme, trug ihn in's anstoßende Gemach und zeigte ihn triumphirend den Hofschargen und Kronoffizieren, die sich versammelt hatten. Einstimmig begrüßten sie das Kind als den „König von Rom," denn diese Würde war dem Thronerben schon vor seiner Geburt bestimmt worden. Ein so eigenthümlicher Titel mußte Stoff zu den verschiedensten Deutungen geben, und während Diese darin die Verkündigung eines neuen Weltreichs sahen, meinten Andere: es flatterten dunkle Ahnungen um ihn, weil er von einer Stadt entlehnt sey, aus der einst die Könige vertrieben wurden, und wo es verboten war, das Wort „König" nur auszusprechen.

Alles Glück, aller Glanz und Ruhm schien auf den Neugebornen ausgeschüttet, und wohl noch nie hat einem Kinde die

---

*) Der Sieger bei den Pyramiden hörte es gern, wenn man seinen Namen aus den Wörtern Wüste (νάπος) und Löwe (λέων) ableitete. Aber νάπος bedeutet eigentlich nicht Wüste, sondern eine waldige Thalschlucht zwischen Klippen und Bergen.

Zukunft so strahlend entgegengelacht. An seinem Tauftage, den 9. Juli 1811, standen sieben Könige — Sachsen, Würtemberg, Holland, Spanien, Westphalen, Neapel und Baiern — gleich dienenden Vasallen um den Täufling. Mit niegesehener Pracht wurde das Fest gefeiert, denn Jeder sollte es fühlen, daß dem Weltherrscher ein Erbe geboren, daß seines Stammes Fortdauer begründet sey. Da mochte denn Keiner fehlen in den Reihen der Glückwünschenden; die Franzosen jubelten; die Dichter besangen das Kind; die Stadt Paris schenkte ihm eine silberne Wiege, und jene Farbe in den Windeln des jungen Königs, die man bei andern Säuglingen schnell mit Wasser und Seife tilgt, wurde couleur à la mode an der Seine, und zog von diesem Stapelplatz durch ganz Europa hin.

Die silberne Prachtwiege wird jetzt in der Wiener Schatzkammer aufbewahrt; dort habe ich sie gesehen, und konnte deshalb eine treue Schilderung ihrer Embleme geben. Purpurner Sammt unterbricht den Silberglanz, und darin sind die Bienen des Napoleonischen Krönungsmantels gestickt. An der Kopfseite ruht die Erdkugel, von welcher eine Siegesgöttin sich emporhebt, um den Lorbeerkranz über das schlafende Kind auszustrecken, und unten, am Sockel der Wiege, liegt der Seine Flußgott mit freudigem Antlitz neben seiner Urne da.

Napoleon sprach zu den Abgeordneten der Kammer, die ihre Segenswünsche abzustatten kamen, folgende Worte: „Mein Sohn wird den Erwartungen Frankreichs entsprechen; er wird für Ihre Kinder dieselben Gesinnungen fühlen, die ich für Sie hege. Nie werden die Franzosen es vergessen, daß ihr Glück und ihr Ruhm an das Heil des Thrones, den ich mit ihnen und für sie

errichtet habe, geknüpft ist. Ich wünsche, daß dies von allen Franzosen gehört werde."

Ehe der Kaisersohn aber noch sein drittes Jahr erreicht hatte, war sein mächtiger Vater besiegt, gestürzt und verwiesen. Am 29. März 1814, als die Heere der Aliirten vor Paris standen, nahm die Mutter ihr Kind, um aus Frankreich zu fliehen. Sonst war der Knabe sanft und gehorsam, doch wie man ihn aus den Tuillerien entfernen wollte, wurde er störrig und eigenwillig, alle Liebkosungen blieben fruchtlos, und man mußte ihn endlich gewaltsam in den Wagen heben. Nie hat er die Hauptstadt seines Landes wiedergesehn.

Der Kaiser von Oesterreich nahm die Tochter und ihren Sohn in der Hofburg auf; er verlöschte den Namen Napoleon, welchen der König von Rom bei der Taufe empfangen, und gab ihm dafür am 22. Juli 1818 die Herrschaft Reichstadt in Böhmen, den Titel „Durchlaucht" und ein eigenes Wappen. Mit Sorgfalt, aber in tiefer Einsamkeit, wurde er erzogen, und man sagte allgemein, der Prinz sey zu einer hohen geistlichen Würde bestimmt. Eine starre Mauer umzog seine Jugend; nur wohlgeprüfte Worte durften von draußen hineinschallen. Als die beiden französischen Dichter Barthélemi und Méry ihr treffliches Gedicht: „Napoleon en Egypte" beendet hatten, wollten sie dem Herzog ein Exemplar desselben überreichen, doch sein Erzieher, Graf Moritz Dietrichstein, versagte ihnen diese Gunst.

So wuchs der Knabe empor, in den Zügen und blonden Haaren der Mutter ähnlich, während des Vaters Blut ihm durch die Adern rauschte. Man sah doch am Ende ein, daß der junge feurige Fürst zum Metropoliten verdorben sey, und zwei

Jahre vor seinem Tode erhielt er eine ganz militärische Umgebung, unter welcher sich auch der berühmte Reisende, Obristlieutenant von Prokesch, befand. Damals war des Herzogs Seele ganz aus dem trüben Schlummer erwacht; Gluth und Drang durchwallten ihn, und er schrieb an Barthélemi nach Paris: „Sagen Sie der Vendôme-Säule, daß ich vor Kummer sterbe, sie nicht umarmen zu können.“

Welche Krankheit den unglücklichen Jüngling eigentlich hinraffte, läßt sich nicht genau sagen, doch hatte hauptsächlich seine Brust gelitten, denn in ihr trug er Gram und Schmerz. Ueberschnell emporgeschossen, war er einer Treibhauspflanze gleich, und er blieb auch matt und bleich, wie eine solche. Die obengenannten Dichter schildern ihn in ihrem Liede, „le fils de l'homme“, mit einem auffallend blassen Antlitz, in dem der Tod sich dem Leben vereinte. Anstrengungen und Erkältungen auf der Jagd, im Dienst, beim Reiten und Tanzen — er war so gewandt als kühn in allen ritterlichen Künsten — griffen ihn an und warfen ihn auf's Lager. Wohl kämpfte seine Jugend hart gegen den Tod, aber dieser siegte, und am frühen Morgen des 22. Juli 1832 verschied der König von Rom. Das finster tragische Schicksal, welches ihm seit seiner silbernen Wiege mit ehernen Tritten nachging, hatte sich nun erfüllt, und der Frühverwelkte ist nicht in der stolzen Marmorgruft zu Saint Denys, welche Napoleon seiner Dynastie gegründet, sondern in Wien bei den Kapuzinern beigesetzt.

III.

Heinrich der Fünfte.

Ludwig XVIII. starb ohne Erben, und Karl X. bestieg den Thron. Er hatte zwei Söhne. Der älteste, Herzog von Angoulême (geb. den 6. August 1775), vermählte sich 1799 zu Mitau in Rußland mit der einzigen Tochter Ludwig's XVI., und auch diese Ehe blieb kinderlos. Sein Bruder, der Herzog von Berry (geb. den 24. Januar 1778), führte im Jahre 1816 die Tochter des nachmaligen Königs beider Sicilien als Gattin heim, und man erwartete, daß er dem Lande einen Thronerben geben werde. Um solche Hoffnung zu zerstören, sann Louvel, ein Sattler in den königlichen Ställen, auf des Herzogs Tod; denn seit die Truppen der Alliirten in Paris eingezogen, haßte er das Haus Bourbon, und düstere Pläne brütete er aus. Er war nach Elba gereist, um sein Auge am Anblick des großen Kaisers zu weiden, den er vergötterte; doch weder mit Napoleon, noch mit dessen Vertrauten hatte er dort eine Unterredung gehabt.

Als Berry am 13. Februar 1820 gegen 11 Uhr Abends die Oper verließ, bohrte ihm Louvel das Messer in die Brust. Man brachte den Verwundeten nach dem großen Opernsaal, aber alle Bemühungen, ihn zu retten, waren umsonst. Der Herzog, ein Mann von fleckenlosem Charakter, verzieh seinem Mörder,

bereitete sich zum Tode und starb voll Standhaftigkeit. Frankreich war tief erschüttert bei der Schreckensnachricht; das Opernhaus wurde niedergerissen und an dessen Stelle eine Denksäule errichtet. Louvel, der keinen Mitschuldigen hatte, vernahm sein Todesurtheil mit fanatischer Fassung, und als er den 7. Juni 1820 die Guillotine bestieg, hörte er nicht auf die Worte des Priesters, sondern sah sich die Volksmasse an, welche zu dem blutigen Schauspiel versammelt war.

„Ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans votre sein!“ hatte Berry zu der verzweifelnden Gattin gesagt, ehe er das Auge geschlossen. Stürmisch war die Freude der Nation, als bald nach dem unglücklichen Tage die Schwangerschaft der Herzogin erklärt wurde. Im Traume erschien ihr der heilige Ludwig, und auf dies Gesicht vertrauend, kündigte sie schon vorher die Geburt eines Prinzen an. Ehe der Arzt gerufen werden konnte, kam sie in der Nacht zum 29. September 1820 mit einem Sohne nieder, und da sie hörte, das Kind könne ohne Gefahr mit ihr vereinigt bleiben, so befahl sie, es sollten Zeugen herbeibeschieden werden.

Zur Taufe des Prinzen wurde Wasser genommen, welches Chateaubriand vor vierzehn Jahren, auf seiner Pilgerreise nach Palästina, aus dem Jordan geschöpft hatte. Der Nachgeborene erhielt die Namen: „Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné, Petit-fils de France,“ und der König gab ihm den Titel „Herzog von Bordeaux.“ Er sollte von der Nation die prachtvolle Herrschaft Chambord zum Geschenk erhalten, doch das Ministerium leitete die Angelegenheit auf eine Weise ein, daß sie wenig Beifall im Volke fand. Nun bildete sich ein Verein,

welcher die Besitzung der verwittweten Fürstin von Wagram für anderthalb Millionen Francs abkaufte, und dieselbe am 1. Mai 1821 dem Herzog zum Taufgeschenk machte.

Zehn Jahre war der Knabe alt, als die Wetterwolken der Julitage über Frankreich heraufzogen. Am 28. Juli wollte die Herzogin von Berry nach Paris eilen, um dem erzürnten Volke ihren Sohn zu zeigen, und die Folgen sind unberechenbar, welche hieraus hätten erwachsen können. Aber Karl X. verbot ihr jeden Schritt, und unterzeichnete am 2. August, sammt dem Dauphin, eine Schrift, worin sie zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux auf den Thron verzichteten. Alles blieb fruchtlos. Am 16. August bestiegen die vertriebenen Bourbons bei Cherbourg das Schiff und sagten ihrem schönen Frankreich Lebewohl. Sie gingen zuerst nach Schottland, begaben sich dann aber nach Deutschland, wo Karl X. sein Leben beschloß. Der junge Herzog sollte als Heinrich V. die Krone tragen, und diesen Namen hat eine Partei in Frankreich zu ihrem Wahlspruch gemacht. Doch weder ihr Anhang, noch die Bemühungen seiner amazonenkühnen Mutter konnten ihm das verlorene Reich wieder erringen, und heimathlos irrt er in der Fremde umher.

IV.

Der Herzog von Orleans.

Am 3. September 1810 wurde zu Palermo der Enkel Philipp Egalités geboren, und er empfing den Titel eines Herzogs von Chartre. Als sein Vater, Louis Philipp, nach Paris zurückgekehrt war, kam er wenig mit dem Hofe in Berührung und ließ seine Söhne wie Bürgerkinder erziehen. Sie besuchten ein öffentliches Gymnasium und hatten Umgang mit ihren Schulgenossen. Einst fragte ein Lehrer den Vater des Herzogs von Chartre, welche politischen Grundsätze demselben vorgetragen werden sollten, und Jener antwortete: „Machen sie einen Republikaner aus ihm, Royalist wird er immer genug seyn!"

Der Herzog verließ im Herbste 1827 das Collegium, trat in's Militair, und führte schon vor der Julirevolution ein Husarenregiment. Während derselben soll er zu den Ersten gehört haben, welche die dreifarbige Cocarde aufsteckten. Nun bekam er den Titel „Herzog von Orleans," nebst einem eigenen Hofstaat, und es wurde ihm Gelegenheit, sich kriegerischen Ruhm zu erwerben. Als Commandeur einer Brigade machte er die beiden belgischen Feldzüge mit, und bei Antwerpens Belagerung schlugen dicht um ihn die Bomben ein. Unter Marschall Clauzel nahm er sodann 1835 an der Expedition gegen Maskara Theil,

gab hierbei häufige Beweise von persönlicher Tapferkeit, und wurde im Gefecht am Habrach durch einen Streifschuß verwundet. Der Wunsch des Vaters rief ihn endlich zurück, und am 30. December erreichte er Paris.

Im nächsten Frühjahr reiste der Kronprinz mit seinem Bruder nach Berlin, wo ein wahrer Freudentaumel die liebenswürdigen Königssöhne umrauschte. Orleans hatte einst beim Feldmanöver eine Brillantagraffe verloren. Kaum verlautete dies, so war der weite Raum draußen mit schönen Mädchen und Frauen übersäet, welche sich bemühten, dem bewunderten Prinzen das Verlorene wiederzusuchen. — Von Berlin führte die Brüder ihr Weg nach Wien, und auch hier empfing man sie recht freudig und herzlich, wenn gleich die verstockten Karlisten mit bösem Auge dreinschauten. Sie sahen alle Merkwürdigkeiten der Stadt, und als sie zum kaiserlichen Grabgewölbe hinunterstiegen, durchschauerte den Kronprinzen vor der Gruft des Königs von Rom eine dunkle Ahnung. Schweigend stand er dort, faßte dann seinen Bruder am Arm, zog ihn schnell mit sich zum Tageslicht empor, und blieb den ganzen Tag über nachdenkend und trübe.

In Mailand erfuhren die beiden Prinzen den Mordversuch, welchen Alibaud auf ihren Vater unternommen, und sie kehrten deshalb eilig nach Paris zurück. Aber eine höhere Bedeutung gewann die Reise dadurch, daß Friedrich Wilhelm III. die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der blühenden Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin vermittelte. Im Mai 1837 trat sie die Reise nach Frankreich an, und glänzende Feierlichkeiten verherrlichten ihr überall den Weg. Obgleich das der alten

Hofetikette zuwider war, begrüßte sie doch der Bräutigam schon in Chalons sur Marne, und am 30. Mai wurde die Hochzeit vollzogen. — Nachdem ihm die Gattin 1838 einen Erben geschenkt hatte, ging Orleans im folgenden Jahre nach Algier, und machte unter dem Oberbefehl des greisen Marschalls Vallée die merkwürdige Expedition nach den Engpässen der eisernen Thore mit. Damals versprach er den Soldaten, welche er führte, daß er nicht an ihrer Spitze fehlen würde, sobald neue Kämpfe heranzögen, und schon im April 1840 hielt er das gegebene Wort, ob ihn der König auch zurückhalten wollte, ob seine Gemahlin auch wieder ein Kind unter dem Herzen trug. Der Herzog von Aumale begleitete ihn, und Beide zeichneten sich auf dem Zuge gegen Medeah durch Muth und Tapferkeit aus.

Allen diesen Gefahren glücklich entronnen, sollte der Kronprinz mitten im Frieden auf ebener Chaussee den Tod finden. Er wollte seine Gemahlin aus dem Badeorte Plombières abholen, und dann mit ihr nach Saint Omer gehen, um dort ein Truppenkorps zu inspiciren. In der zuletzt genannten Stadt waren mannigfache Feierlichkeiten, und namentlich ein prachtvolles Turnierfest vorbereitet. Von seinen Eltern Abschied zu nehmen, stieg Orleans am 13. Juli 1842 gegen Mittag in den Wagen, und befahl dem Kutscher, im starken Galopp nach Neuilly zu fahren. Die beiden Vollblutpferde griffen mächtig aus, und ungestüm flog das leichte Cabriolet auf der kiesbeworfenen Chaussee dahin. Plötzlich bemerkte der Kronprinz, sein Jokey sey nicht mehr Herr des Gespannes, und er sprang vom Sitze empor. In demselben Moment bekam das Fuhrwerk einen dröhnenden Stoß, er verlor das Gleichgewicht und schlug haltlos mit dem

Kopfe auf das Pflaster hinunter. Kaum vierzig Schritte weiter standen die Rosse vor einem eisernen Gitter freiwillig still, der Kutscher lenkte sie um, und sah nun den Herzog blutig und sterbend daliegen. Man brachte ihn in das nahegelegene Haus eines Gewürzkrämers, aber die Besinnung kehrte ihm nicht mehr zurück, und um halb fünf Uhr Nachmittags endete Orleans in den Armen seines Vaters.

Jenes Haus ist von der Civilliste angekauft und abgetragen worden, um auf der Stelle, wo es gestanden, eine Kapelle errichten zu lassen. Die Königin aber hat befohlen, das Sterbezimmer solle gezeichnet werden, damit sie sich im Schlosse zu Neuilly ein ganz gleiches Gemach gründen, und es mit denselben Möbeln ausstatten könne.

Bayerische Staatsbibliothek München

V.

Der Graf von Paris.

Er ist der älteste Sohn des Herzogs von Orleans, und wurde am 25. August 1838 geboren.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

de la

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boas, Eduard

Französische Thronfolger eine Vision

Stuttgart 1844

P.o.germ. 142 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105947-1